



## Je n'oublie pas – verlassenes Elternhaus

**Eine Arbeit an der Schwelle von Kunsttherapie und Kunst. Anhand des Wechsels von Eltern in eine Alterswohnung untersucht und gestaltet die Autorin ihren Umgang mit Geschichte, Vergänglichkeit und Abschied.**

Von Esther Quarroz

### **Kunst kann einen schon retten.**

Letztes Jahr zogen meine betagten Eltern aus ihrem langjährigen Wohnsitz in eine Alterswohnung. Nicht weil sie wollten, sondern weil sie mussten. Ich nahm teil an ihrem Abschied und war zugleich Teil davon. Ihr Abschiednehmen war auch mein Abschiednehmen von einem Stück für mich selbstverständlicher Heimat und auch einer Epoche gelebter Beziehung zu ihnen.

Was für meine Eltern Wert und «Andacht» hatte, ging noch einmal durch ihre Hände. Es musste entschieden werden, was mitgeht und was zurückgelassen wird. Tausende Bücher, Möbel, Decken, Musiknoten und Geschirr. «Wie bitter, diese Bücher einfach wegzuworfen, sie sind Kulturgut!» – mein Vater, ein Gelehrter alter Schule. «Ein letztes Mal auf dem Sofa sitzen, auf dem ich als Kind zusammen mit dem Vater sass» – meine Mutter «und das Meissner Geschirr ... und das Elsässerservice ... oder doch die Kommode statt des Klaviers?» Es ist ein schmerzhafter Prozess des Sich-Trennens und des Wählens. Zugleich taucht längst Vergessenes auf: alte Briefe, Fotos und Geschichten. Ich schaue zu und es jammert mich. Der räumlich-zeitliche Kontext von Haus und Haushalt ist wie eine Haut. So häuten sich die Eltern gleichsam und sind wund und wirken versehrt. Ich häute mich mit ihnen.

Nach dem Umzug beginne ich den Restbestand einer 40-jährigen Geschichte zu sichten und zu gestalten. Es scheint mir die einzige Möglichkeit, meine Erfahrung mit dem Abschiednehmen zu verarbeiten und der Bitterkeit und dem Schmerz der Vergänglichkeit zu antworten. Ich beachte, dass alles, was ich tue, rückgängig gemacht werden kann. Es gehört mir nicht. Diese Einschränkung ist Teil des Kunstwerks: Ich bin nicht die Einzige, die Abschied nimmt. Alle menschliche Erfahrung ist sozial, Abschiede sind es in einem grossen Ausmass.

Aus unzähligen Vasen sammle ich Plastikblumen zusammen und hänge sie an eine alte Garderobenstange. Etwas kitschig, zugegeben. Ich montiere die Blumen fast atemlos und bin mir der Unsicherheit bewusst, dass ich mich jetzt zum ersten Mal gestaltend im Lebensraum meiner Eltern bewege, ohne sie. Nur mit dem, was sie zurückgelassen haben. Es ist auf eine ganz eigenartige Weise befreiend. Tradition ist nicht, dass ich kopiere und mich durch Vergangenes einschränke, sondern dass ich Tradiertes gestalte und neu komponiere. Das habe ich so vorher nicht gewusst. Ich finde im Keller Blechdosen für Weihnachtsgebäck, die ich zu einer Säule im Wohnraum türme. Dreiundvierzig verschiedenartige Tassen reihe ich auf



einer der Kommoden auf. Bigoudi für die Haare meiner Mutter, die sie nun kurz geschnitten trägt, auch sie reihen sich auf. Sie sind seltsam. Relikte vergangener Schönheitskultur. Die Orientteppiche werden zusammengelegt zu einem Patchwork, sie hatten sich nie berührt vorher: pro Raum ein Teppich. Mir gefällt, dass sie jetzt miteinander kommunizieren, aus verschiedenen Zeiten, verschiedenen Ländern, plötzlich so nah.

#### **Erinnerungen begleiten mich ständig.**

In der Bibliothek meines Vaters stehen tausende Bücher, verwaist und verlassen. Wissen aus mindestens drei Jahrhunderten. Ein Gehäuse aus Büchern für ihn, den Theologen. Ich begreife die Leidenschaft des Wissens. Durch das Ordnen und Ausbreiten bemerke ich erst, womit er sich lebenslänglich auseinandergesetzt hat: mit Politik, mit Wissenschaft, mit gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Fragen und mit Religionen und Konfessionen. ... Dies alles hinter sich zu lassen, ist sterben. Es wird still. Viele Musiknoten meiner Mutter bleiben zurück. Die meisten Musikstücke hat sie eh im Kopf. Die kann man ihr nicht nehmen. Zum Glück. Die Notenblätter hänge ich wie Wäschestücke an die Wäscheleine oder wie tibetische Gebetsfahnen. Sie sind Zeugen für die unsichtbare Musik. Orgelpartitur gleitet durch die Bügelmaschine. Ich bespiele die Wand mit dem Video, das ich von ihrem Klavierspiel machte kurz vor ihrem Auszug. Meine Mutter spielte meist für sich oder mit ihren Freundinnen zur Freude. Sie hatte sich damit gerettet und am Leben erhalten im Alltag als Hausfrau. Sie spielt noch heute mit 89 Jahren brillant.

Im Esszimmer hängt eine Pendule, wie sie viele kennen. Ich finde sie hässlich. Fünf vor zwölf bleibt sie stehen, nachdem sie meine Mutter ein letztes Mal aufgezogen hatte. Ich lasse sie so, obwohl ich diesen Zufall sentimental finde und die Zeiger wegen der plumpen Symbo-

lik am liebsten verstellen würde. Ein roter gemalter Rahmen setzt sie von der Wand ab, gleichsam, als ob die Uhr zu einem Bild wird. Über dem Sofa, dem blauen, hänge ich die Krippenfiguren. Weihnachten war immer schwierig bei uns. Gespannte Stimmung, viele Erwartungen und nicht wirklich eine glückliche Zeit. So bin ich auch jetzt gespalten. Die heilige Familie an Drähten aufzuhängen und in der Luft sozusagen fliegen zu lassen, erheitert mich und gibt dem statischen Gefüge der Weihnachtsgeschichte eine neue Dynamik. So schaut der Esel auf die Maria herab und die Kuh wundert sich, dass sie die Futterkrippe so weit unten sieht. Die Schafe sind wie Wolken am Himmel, und das Kamel der Drei Könige schwebt entrückt am Hirten vorbei. Endlich stimmt es. Und das blaue Sofa wird zu einer Kulisse für eine neue Geschichte.

Es ist für mich ein Drang und ein Bedürfnis, den Abschied zu gestalten. Der Abschied von meiner Kindheit, der Abschied vom Elternhaus und letztlich auch von meinen Eltern ist mit diesem Haus verbunden. Das künstlerische Gestalten ermöglicht mir einen authentischen Ausdruck für das, was nicht gesagt werden kann und wofür mir das Denken zu wenig hergibt. Am eigenen Leib erfahre ich Grundlagen und Unterschiede von Kunsttherapie und Kunst.

Das Besondere an der kunsttherapeutischen Arbeit ist, dass ich selber mich und meinen Kontext ordne und neu gestalte, damit ich verstehen und mit dem, was mir widerfährt, weitergehen kann. Ich antworte auf das Vergangene mit dieser Arbeit und gestalte es dadurch neu. Der Trost, der darin liegt, ist, dass ich Teil bin von etwas, was mir vorausgegangen ist und das meine Einzigartigkeit anreichert und ausmacht.

Durch die Entscheidung, diese Installation zu veröffentlichen, veränderte sich etwas Entscheidendes.



Mein gestalterisches Schaffen und Erleben wird ein Stück entpersönlicht, indem meine Geschichte anderen Menschen zur Verfügung gestellt wird. Sie ist nicht mehr nur mir, sondern ich gestehe mir ein, dass sie zu einem allgemein menschlichen Erfahrungshorizont gehört. Damit überschreite ich die Schwelle kunsttherapeutischen Ausdrucks hin zu Kunst. Als Kunstschaffende bemühe ich mich darum, mein persönliches Erleben in eine Form zu bringen, die nicht für mich allein gedacht ist, sondern an der bekannte und unbekannte Betrachter mit ihrer eigener Wahrnehmung mitbeteiligt sind: Sie gestalten das Werk weiter, deuten es, werten es, kommentieren es und übersetzen es in ihre Lebenswirklichkeit. Meine Gestaltungsimpulse und Interventionen dienen nun nicht mehr nur mir.

Das ist der Unterschied zu Kunsttherapie. Im Umgang mit der Öffnung des Hauses für andere erkenne ich plötzlich, dass es doch Einschränkungen gibt. Das Familienhaus bleibt Privatsphäre und ist Teil von Intimität. Nicht beliebige Menschen können in meiner

Geschichte und in der meiner Familie herumwandeln. Es ist keine Galerie, kein Museum. Zudem bin ich nicht die Einzige in der Familie, die Abschied nimmt. Das will respektiert sein.

Meine Eltern beteiligten sich am Werden der Installationen und beeinflussten mich durch ihr Mitdenken und ihr Interesse. Sie regten mich an und ich bin ihnen dankbar, dass sie mir diese Auseinandersetzung ermöglicht haben. Auch meinen Schwestern danke ich dafür, dass sie mir diesen Raum zugestanden haben.

Fotos: Andreas Fahrni, Fotograf Bern

*Esther Quarroz*

*Kunstschaffende, Kunsttherapeutin ED GPK*

*Theologin VDM*

*Zähringerstrasse 62, 3012 Bern*

*info@perspektiven-entwickeln.ch*

*www.perspektiven-entwickeln.ch*